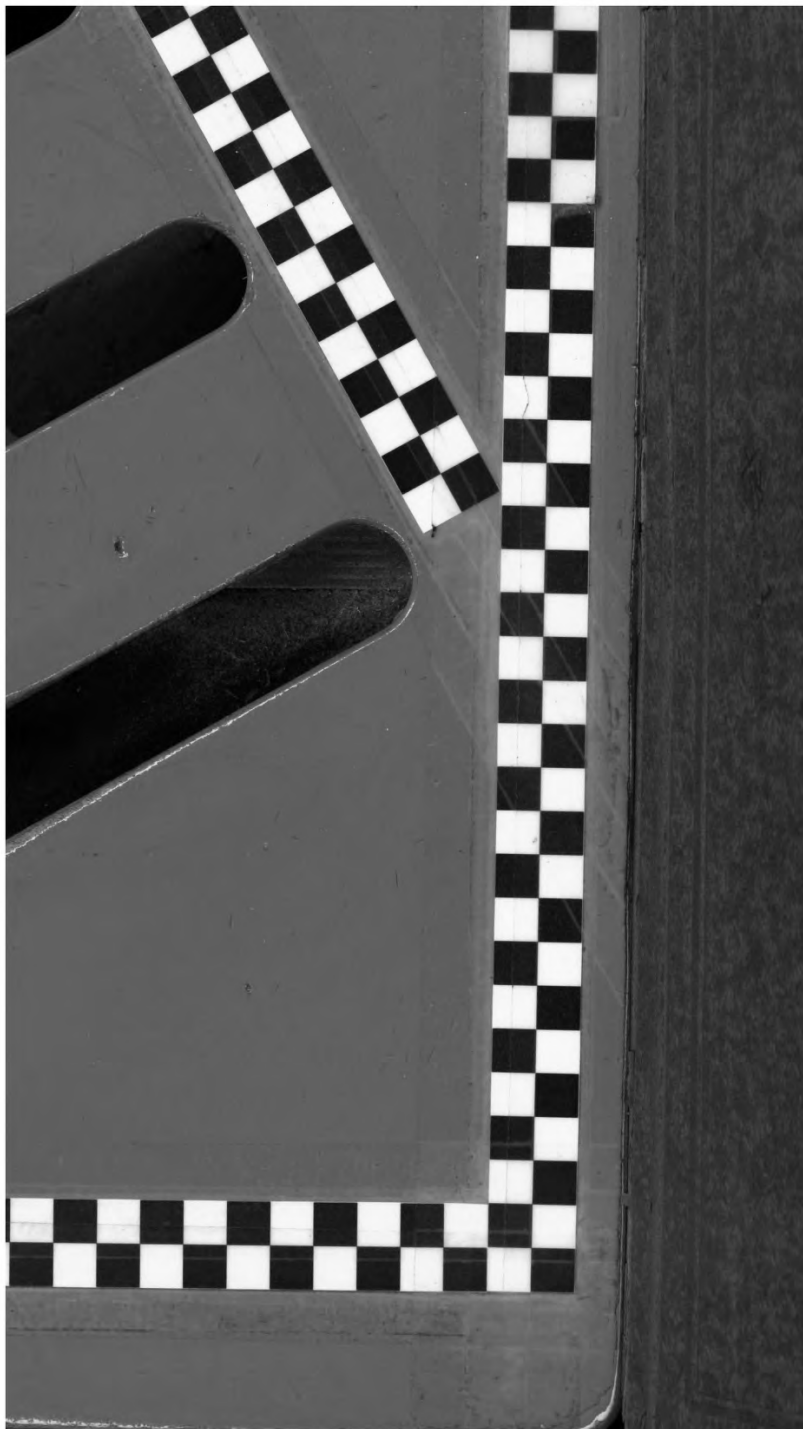
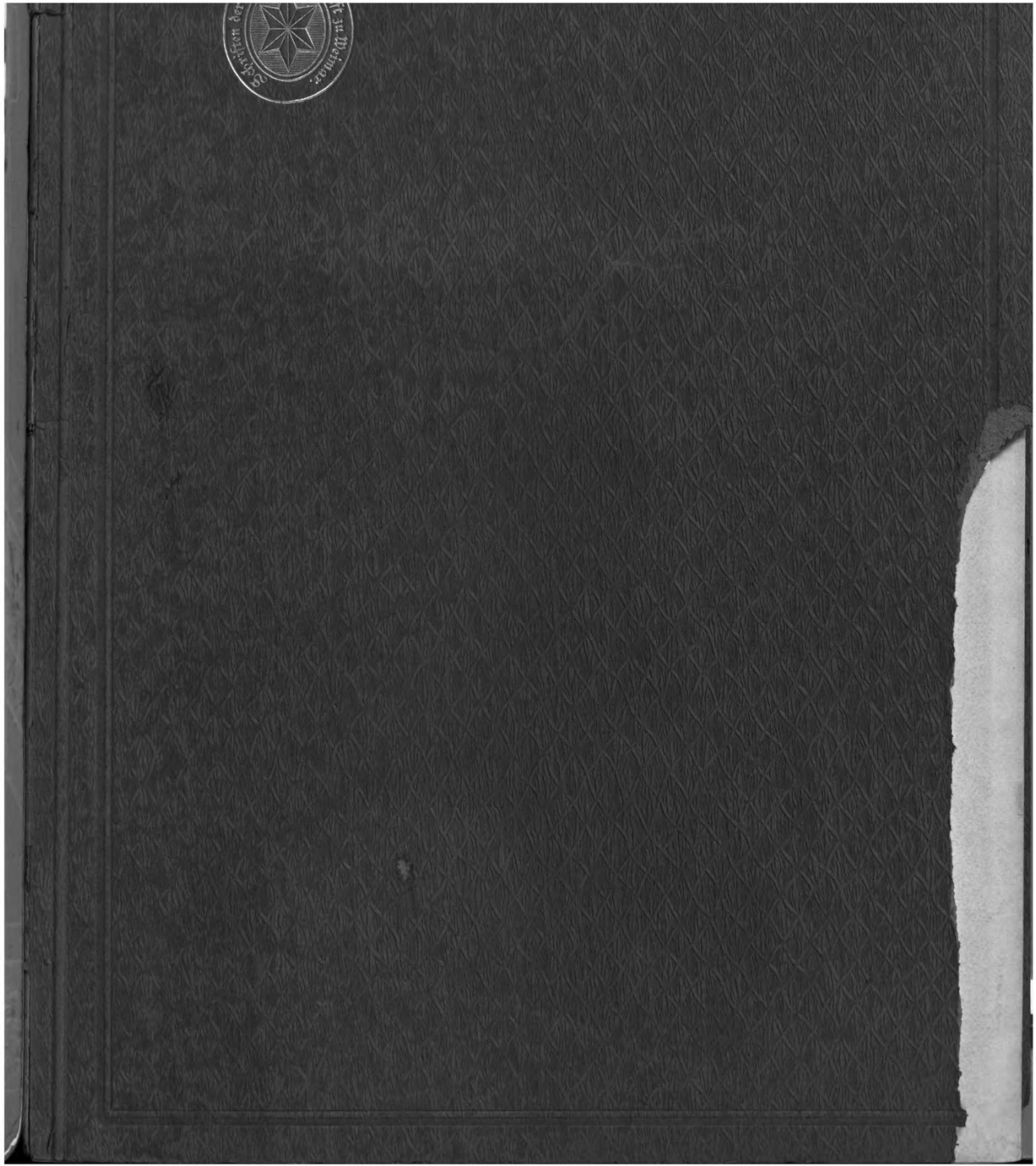


PT
2465
Z7++
1902







p
2
17

Cornell University Library
 BOUGHT WITH THE INCOME
 FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
 THE GIFT OF
Henry W. Sage
 1891

A1167115 13/4/1908

5474

Cornell University Library
PT 2465.Z7 1902



Deutsche Größe

ein unvollendetes Gedicht Schillers

1801

Nachbildung der Handschrift

im Auftrage des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft

herausgegeben und erläutert

von

Bernhard Suphan

Weimar

1902

13/11/03

Handwritten text, possibly a title or reference number.

Handwritten text, possibly a name or identifier.

Welmor. — Hof-Buchdruckerei.

Handwritten text, possibly a date or page number.



1.

Es war längst beschlossene Sache, auf die Elegie von Marienbad, deren Nachbildung den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft zu Ende des Jahres 1900 zuzuging, als nächste gleichartige Gabe die Reproduktion eines größeren Gedichts von Schiller folgen zu lassen und so, nach der Herausgabe des Xenien-Manuscripts und des Demetrius in den „Schriften“ von 1893 und 1894, es neuerdings durch die That zu bezeugen, daß die Goethe-Gesellschaft aus ihrem Namen Pflicht und Berechtigung ableitet, sich auch dem Dienste Schillers zu widmen. Unser Verhältnis zu ihm, dem großen Kunst- und Lebensgenossen Goethes, ist uns ja für immer durch den Dichter selbst angewiesen. Er ist und bleibt „mit Allen, was wir schätzen, eng verwandt“. Dies also sollte sich jetzt zumal bei bestimmtem Anlaß nachdrücklich und herzlich wiederum aussprechen. Denn die gegenwärtige Publication war von Haus aus gedacht als Beglückwünschung des Schwäbischen Schillervereins zu der für 1902 erwarteten Einweihung und Eröffnung des Schiller-Museums in Marbach. Und so bleibt sie auch, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, ein dorthin gerichteter Vorgruß und ein erneuter Ausdruck unseres frohen Antheils an der baldigen Vollendung wie an dem künftigen Glanze der heimathlichen Cultusstätte und wünscht als ein solcher dort aufgenommen zu sein.

Der Erste, dem Schillers Nachlaß in dem Umfange, wie ihn jetzt das Goethe- und Schiller-Archiv verwahrt, von der Familie anvertraut und dem es vergönnt war, ihn jahrelang ungestört bei sich zu beherbergen und täglich unter Augen zu haben, war Karl Goedeke. Im Vorwort zum letzten Bande (Stuttgart, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung) Seite VI hat er, der „historisch-kritische“ Herausgeber von Schillers sämmtlichen Schriften, das Ergebnis gründlicher Beobachtungen in folgende Sätze gefaßt: „Nur eine photographische Wiedergabe könnte einen Begriff gewähren, was dem Dichter während der Arbeit der Aufzeichnung bedürftig erschien. Aber auch nur in der Photographie würde die Art seines eigentlichen Schaffens deutlich werden . . . Das Studium dieser Papiere stellte fest, daß dieselben, wenn auch dem bloßen ästhetischen Genuße nicht allzuviel bietend, für den aufmerksam folgenden lehrreicher sein müssen, als alle theoretischen Anweisungen zur Dichtkunst, die von fertigen Kunstwerken abstrahirt oder von Nichtdichtern erfunden sind. Hier lernt man, wie ein Meister die Sache angriff, wie sie sich unter seiner Hand allmählich formte und häufig vollendete Gestalt gewann.“ Was der Gelehrte im nächsten Verfolg über das Unauskömmliche des Druckes solcher werdenden Dichtungen, auch über die Unzulänglichkeit kritischer Zeichen und aller Lettern-Mittel sagt, wird jeder Kundige vollauf bestätigen.

In solchem Zusammenhange aber wird ein Wort der fürstlichen Frau, welche unsere Gesellschaft immerfort unter ihren führenden Genien verehrt, seine rechte Statt finden. Bald nach der Annahme des ihr zugewallenen Goethischen Vermächnisses hat die Großherzogin Sophie ihre Gedanken über die ihr dadurch zugewachsenen Aufgaben niedergeschrieben; sie bedient sich der Sprache, die ihr für wissenschaftliche Gegenstände die geläufigste war. Quant aux manuscrits de l'archive, je pense en faire faire des reproductions en facsimile, en premier lieu pour l'étude. . . . Quant aux publications éventuelles à faire d'après les manuscrits de l'archive, je voudrais les faire faire en utilisant les moyens techniques si avancés de notre époque. Die Goethe-Gesellschaft rechnet es unter ihre nächsten Pflichten, zur Ausführung der Gedanken ihrer Schirmherrin mitwirkend Hand anzulegen. Und es liegt in der That ein besonderer Anreiz dazu in der staunenswerthen Steigerung und Verfeinerung der „technischen Mittel“, deren Vorschreiten die Großherzogin in jenen Zeilen vom 5. Mai 1885 mit vollem Recht gerühmt hat.

Im Goethe- und Schiller-Archiv befindet sich unter den zum Beschauen ausgelegten Stücken Goethes „Egmont“. Die Handschrift des Dramas, so sagt sich jeder Besucher, auch wer mit Goethe-Manuscripten sich viel befaßt hat. Aber thatsächlich ist es eine zum Verwechseln genau hergestellte Nachbildung, das vornehmste und kostbarste

1*

Stück aus der ganzen Sammlung der reproducirten Handschriften Goethischer Werke in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, die der Deutsche Kaiser seinem Großoheim, dem verewigten Großherzog Carl Alexander, als Angebinde zum achtzigsten Geburtstag verehrt hat. Mit einer unglaublichen Treue ist in Stoff und Farbe das Papier, mit jedem Stock- oder Rostfleck und allem was sonst als Zeichen seines Alters erscheint, nachgeahmt, ebenso jeder Wechsel und Unterschied der Tinte, jede Rasur und was das argwöhnisch spürende Auge nur ausfinden mag, schließlich auch Bibliothekszeichen und Stempel. Für diese, fast möchte man sagen gefährliche Treue ist der Leiter der chalcographischen Abtheilung der Reichsdruckerei zu Berlin, Professor Wilhelm Koesse, die — verantwortliche Behörde; seiner Kunst ist die Vollkommenheit jener Kaiserlichen Spende zu danken. Als es sich zum ersten Male darum handelte, eine Handschrift des Goethe- und Schiller-Archivs zu Gunsten der Goethe-Gesellschaft zu vervielfältigen, wandte man sich deshalb sofort an das Reichs-Institut. Aus diesem sind nun auch die drei Blätter hervorgegangen, die wir, nachdem der hohe Besitzer des Archivs, Großherzog Wilhelm Ernst die Erlaubniß zur Reproduction gnädigst ertheilt hat, jetzt unsern Mitgliedern vorlegen; an ihnen waren weit mehr als an der in diesem Betracht fast zu schönen Handschrift der Marienbader Elegie alle Mittel und Kräfte der Technik zu erproben, und sie vollends nun — hier sind Schillers Worte am rechten Platze — „loben den erfahrenen Bilder“. Sie können das Original ersetzen. Nur in einer Zulässigkeit ist ein Unterschied belassen worden. Man hat, hauptsächlich um der Haltbarkeit willen, auf Gleichheit des Papiers verzichtet. Auch ist mit Bedacht statt der drei einzelnen Folien der Urschrift ein zusammenhängendes Dreiblatt gegeben worden. Damit ist jedem Exemplar Vollständigkeit gesichert; dem Leser aber, der wider die von dem Herausgeber, dem Unsein nach, festgelegte Folge der drei Blätter Bedenken und Zweifel hegt, ist es unbenommen, sich den Bogen nach Belieben zu zerlegen oder umzufalten.

Schiller hat zur Niederschrift Bogen des grauen Papiers benutzt, das er für Concepte im Vorrath hatte. Seine dramatischen Entwürfe stehen zum größten Theil auf diesem Material. Wasserzeichen des vorderen Blattes: ein die Harfe spielender König David; des zweiten: in wappenähnlicher Umrahmung (ähnlich wie beim ersten Bilde) ein Posthorn, darunter die Initialen der firma H. S. Nach seiner Gewohnheit hat Schiller (wie zumeist bei den genannten Entwürfen) mehrere Bogen in einander gelegt und an der äußeren Seite einen Rand gebrochen: auf diesem bringt er, so gleich oder bei wiederholter Vornahme, Zusätze und Ausführungen an, bisweilen führt er die Zeile auch gleich darüber hinweg. Später, als der Plan der Dichtung aufgegeben war, hat er, wie im gleichen Falle auch sonst, die rechte, weiß gebliebene Hälfte der Bogen abgeschnitten; man kann an zwei Blättern die Spur der Scheere noch wohl beobachten, die Schneide ist (im Original sieht man es deutlicher als in der Reproduction) zum Theil hart an den Zeilenanfängen hingegangen und hat die vordersten Spitzen mehrerer Buchstaben gestreift. Als guter Haushalter hat Schiller in der Folge sogar die freigelassene Rückseite des ersten Blattes anderweit benutzt. Denn zu einem andern Gedicht offenbar gehört die eine Zeile nebst dem Anfang einer zweiten, die wir oben darauf vorfinden. Sie könnten den Anlauf zu einem unausgeführten Räthsel für „Turandot“ bedeuten und somit in das Spätjahr 1801 oder den Januar 1802 fallen.

Unregelmäßigkeiten einer Schiller'schen Handschrift sind nichts Geringsfügiges. In unserem Falle vollends nicht, denn sie beweisen zum mindesten, daß Schiller eine Dichtung „de longue haleine“ geplant hat; ferner, daß in dem Vorhandenen sich uns ein fortgehendes Ganzes darstellt, nicht mehrere getrennte „fragmente“. Auf die Eigenheiten seiner Schrift soll nicht mit dem Stäbchen gewiesen werden. Deutlich sieht man, er hat vieles in Hast, wie ihn der Geist trieb, aufs Blatt geworfen. Die eifertigen Züge sind öfters auch für den nicht Angeübten schwierig zu entziffern. Es war rätlich, dem Leser dabei zu Hülfe zu kommen. Dies ist der Zweck des Gesamt-Abdrucks, der sich hier zunächst anschließt, und eben um dieses Zweckes willen mußte man eine peinliche Wiedergabe bloßer Zufälligkeiten (einzelner lateinischer Buchstaben mitten im Worte und dergleichen) vermeiden.

Es sei mir gestattet, der Reihe von einführenden Betrachtungen, die ich auf den Text folgen lasse, eine persönliche Erinnerung voranzuschicken. Im Frühjahr 1900 empfing ich durch Veit Valentin (Mitglied des Vorstandes unserer Gesellschaft, † 24. December 1900 in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main) die Einladung, am nächsten Geburtstag Schillers bei der Jahresfeier des freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt die Gedenkrede zu halten und wählte dazu im Einvernehmen mit dem trefflichen Freunde unser Gedicht als Thema. Seitdem hat mich der herrliche Gegenstand nicht losgelassen. Immer bin ich wieder einmal zu ihm zurückgekehrt und es hat schwerlich ihm Jemand im Verlaufe der letzten drei Jahre eine anhaltendere Betrachtung gewidmet als ich. Jedenfalls bin ich keinem Mitlebenden für das verpflichtet, was ich im folgenden darbiere. Zunächst also nicht für die in erster Linie wichtige Ermittlung des Aufbaues unseres Gedichts. An der im Archiv hergestellten Collation der Handschrift für August Sauer's vortreffliche Sammlung: Die Deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts (Berlin, Behrs Verlag 1901) habe ich thätig Antheil genommen, wie sich

von selbst versteht. Jene Zusage aber, die ich dem Freunde drauſen im frühlingsgrünen Haine bei Frankfurt als ſein Gaſt gegeben habe — er ſtand ſelbſt wie ein prächtiger vollbelaubter deutſcher Waldbaum vor mir — glaube ich jetzt ihm, dem zu früh Geſchiedenen, und dem Hochſtiffe eingelöst zu haben, beſſer, als ich es damals, unter dem Gebot anderer Pflichten ſehend, vermocht hätte.

2.

I

- Darf der Deutſche in dieſem Augenblicke
wo er ruhmlos aus ſeinem thranenvollen
Kriege geht, wo zwey übermüthige Völker
ihren Fuß auf ſeinen Nacken ſehen,
und der Sieger ſein Geſchick beſtimmt —
5 darf er ſich fühlen? Darf er ſich ſeines
Namens rühmen und freun? Darf
er ſein Haupt erheben und mit Selbſt-
gefühl auftreten in der Völker Reihe?
- 10 Ja er darf! Er geht unglücklich
aus dem Kampf, aber das, was ſeinen
Werth ausmacht, hat er nicht verloren.
Deutſches Reich und deutſche Nation
ſind zweierlei Dinge. Die Majestät
15 des Deutſchen ruhte nie auf dem
Haupt ſeiner Fürſten. Abgeſondert von
dem politiſchen hat der Deutſche ſich
einen eigenen Werth gegründet und
wenn auch das Imperium unterginge,
20 ſo bliebe die deutſche Würde unan-
gefochten. glaubt, raubt.
erlaubt belaubt.
- Sie iſt eine ſittliche Größe, ſie wohnt in der Kultur und
im Character der Nation, der von ihren
25 politiſchen Schickſalen unabhängig iſt.
— Dieſes Reich blüht in Deutſchland,
es iſt in vollem Wachsſen und mitten unter
gothiſchen
den Ruinen einer alten barbariſchen
30 Verfaſſung bildet ſich das Lebendige
aus. (Der Deutſche wohnt in einem
alten ſturzdrohenden Hauß, aber er
ſelbſt iſt ein edler Bewohner, und indem
das politiſche Reich wankt hat ſich
35 das Geiſtige immer feſter und vollkommener
gebildet.)
- II a
- Dem, der den Geiſt bildet, beherrſcht,
muß zuletzt die Herrſchaft werden, denn
endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die
40 Welt einen Plan, wenn des Menſchen
- Wo der Franke wo
der Britte
Mit dem ſtolzen Siegerschritte
Herrſchend ſein Geſchick
beſtimmt?
Ueber ſeinen Nacken
tritt!
Schweigend in der Ferne
ſehen
Und die Erde theilen
ſehen,
Lächelnd naht der
goldne Friede.
Ohne Lorbeer, ohne
Aus dem thranen
vollen
Und
[Ohne Lor]
Und mit lorbeer-
leerem Haupt!
Der die Stirne ſich
belaubt
Aus dem thranen
Und mit lorbeerleerem
Haupt?
- Er hat ſich längst ſeinen¹⁾
politiſchen Zuſtand
emporgehoben
ein ſtrebendes Geſchlecht
wohnt in dem alten
Gebäude und der
Deutſche

¹⁾ Wahrſcheinlich „über ſeinen“

Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich
 muß die Sitte und die Vernunft siegen,
 Die rohe Gewalt der Form erliegen —
 und das langsamste Volk wird alle

45 die schnellen flüchtigen einhöhlen.

Die andern Völker waren dann
 die Blume, die abfällt.

Wenn die Blumen abgefallen bleibt
 die goldne Frucht übrig, bildet sich,
 50 schwillt die Frucht der Kernte zu.

Und im Idhrichtgen
 Gefäße
 Rinnt

Das köstliche Gut der deutschen Sprache
 die alles ausdrückt, das tiefste und
 das flüchtigste, den Geist, die Seele,
 die voll Sinn ist.

55 Unfre Sprache wird die Welt
 beherrschen.

Fest auf seinem
 Weltenthron
 Steht der Witte,

Die Sprache ist der Spiegel einer
 Nation, wenn wir in diesen Spiegel
 schauen, so kommt uns ein großes
 60 treffliches Bild von uns selbst daraus
 entgegen. Wir können¹⁾ das jugendlich
 griechische und das modern ideale
 ausdrücken.

Keine Hauptstadt und kein Hof übte
 65 eine Tyrannei über den deutschen Geschmack
 aus. Paris. London.

Sobiele Länder und Ströme und Sitten, sobiele
 eigene Triebe und Arten.

IIb.

Keine freie Bürgerkrone
 70 Keine freie Bürgerkrone
 Bringt er nach Haus!
 Wie der Franke seinem Sohne
 mit
 Keinen Vorbeer (bringt er)
 zurück (mit)!

Finster zwar und grau von Jahren
 Aus den Zeiten der Barbaren
 Stammt der Deutschen altes Reich.
 (Aber) Doch lebendge Blumen grünen
 Ueber gothischen Ruinen
 (Und) gleich.
 75 Zu erobern mit den Flotten zu

[Er]

Das ist nicht des Deutschen Größe
 Obzusiegen mit dem Schwert,
 In das Geisterreich zu bringen
 Vorurtheile zu besiegen, ringen
 80 Männlich mit dem Wahn zu kriegen
 Das ist seines Eifers werth.

80 Traurig mit gesenktem
 Blick!

Schwere Ketten drückten alle
 Völker auf dem Erdenballe
 Als der Deutsche sie zerbrach
 85 Fehde bot dem Vatikan
 Krieg ankündigte dem Wahne
 Der die ganze Welt bestach.

¹⁾ Geschrieben „kennen“

90 Höhern Sieg hat der errungen
 Der der Wahrheit Bliß geschwungen,
 Der die Geister selbst befreit,
 Freiheit der Vernunft ersehnten,
 Heißt für alle Völker rechten,
 Gilt für alle ewge Zeit.

Deutsche
 Nicht, wo Deutschland

95 Deutschlands Majestät und Ehre
 Ruhet nicht auf dem Haupt seiner Fürsten.
 Stürzte auch in Kriegesflammen
 Deutschlands Kaiserreich zusammen,
 Deutsche Größe bleibt bestehn.

Wohnt nicht
 Nicht auf
 Wohnt auf seiner Bür-
 ger Haupt.

100 Nicht aus dem Schooß der Verderbniß
 nicht am feilen Hof der Könige
 schöpft sich der Deutsche eine trostlose
 Philosophie des Eigennutzes, einen
 traurigen Materialism, nicht da wo
 die Meinung Tugend prägt, wo der
 105 Wiß die Wahrheit wäget. Nicht
 Redner sind seine Weisen. — Darum
 blieb ihm das heilige heilig.

IIIa.

Etzge
 (Wesh unß) Schmach dem deutschen Sohne
 110 angebohrne Krone
 Der die hohe Krone
 (Von sich wirft mit) seines (Abels) Menschenabels schmächt,
 Der sich beugt vor
 Kniet vor einem fremden Götzen,
 115 Der des Britten todten Schätzen
 Sulbigt und des Franken Glanz. Lüstern späht,

120 soll
 Nach dem Höchsten (darf) er streben,
 die Natur und das Ideal. d
 Er vertehrt mit dem Geist der Welten.

125 Ihm ist das Höchste bestimmt, die Menschheit die allgemeine
 Und so wie er in der Mitte von in sich zu vollenden
 Europens Völker sich befindet, und das schönste
 So ist er der Kern der Menschheit, was bei allen Völkern
 blüht, in einem Kranze
 Jene sind die Blüthe und das Blatt. zu vereinen,

Er ist erwählt von dem Weltgeist, während
 des Zeitkampfs
 an dem ewgen Bau der Menschenbildung
 zu arbeiten,
 130 zu bewahren was die Zeit bringt,
 Daher hat er bisher Fremdes sich ange-
 eignet und es in sich bewahrt,
 Alles was schätzbares bei andern Zeiten

und Völkern aufkam, mit der Zeit
 135 entstand und schwand, hat er aufbewahrt
 es ist ihm unverloren, die Schätze von
 Jahrhunderten.

Nicht im Augenblick zu glänzen und
 seine Rolle zu spielen sondern den großen
 140 Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk
 hat seinen Tag in der Geschichte, doch
 der Tag des Deutschen ist die Kernte der
 ganzen Zeit — wenn der Zeiten Kreis sich
 füllt, und des Deutschen Tag wird scheinen
 145 Wenn die Spha sich vereinen
 In der Menschheit schönes Bild!

Jedem Volk der
 Erde [scheint] glänzt
 Einft
 (Glänzt) sein Tag in
 der Geschichte,
 Wo es strahlt im
 höchsten Lichte
 Und mit hohem Ruhm
 sich kränzt,
 Doch des Deutschen
 Tag wird scheinen
 (kommen)
 Wenn der Zeiten
 Kreis sich füllt.

IIIb.

Mag der Britte die Gebeine
 Alter Kunst, die edeln Steine
 Und ein ganzes Herkulan

150 Der Wiß hat nichts
 gemein mit dem
 Schönen.

Gierig nach dem kostbarn greifen
 Und auf seiner Insel häufen
 Was ein Schiff nur laden kann.

höhnern
 löhnern
 Szenen

zum Leben
 Nimmer werden sie leben, immer fremd und
 155 verbannt bleiben, sie werden nie auferstehn
 Nimmer werden sie zum Leben
 Auferstehn und sich erheben
 Vom Gestelle,

160 heimisch
 Nie [zu Hause] seyn

Ewig werden sie Verbannte
 Bleiben an dem fremden Strande,
 [Nie zum Leben auferstehn.]

mit dem idealen

Denn der Wiß hat mit dem Schönen
 Mit dem Höhen nichts gemein!
 [Mit dem Wiße hat]

165

Denn der Wiß
 Führt der Britte seine
 Wassergotte,

Und den [Allen] Königen zum Höhne
 Mit der freien Bürgerkrone

170

Ziert der Franke sich das Haupt!

Die Niederschrift setzt bei dem natürlichen Ausgangspunkte ein. Einzelne Gedanken und Bilder kehren motivartig wieder, aber das erst Sprossende, bloß im Keim Angedeutete muß gegenüber dem mehr Ausgebildeten, sei es noch ganz prosaisch oder im Übergang zur poetischen Gestalt begriffen, immer als das frühere gelten. Hierauf, wie auf Grund äußerer Kennzeichen habe ich mir die folge der drei Blätter zu bestimmen gesucht, eine nicht geringe Gewähr aber auch darin erblickt, daß Ernst von Wildenbruch, dem ich im Sommer 1901 die ihm bis dahin völlig unbekanntes Blätter unbefindert vorlegte, sie nach wiederholtem Durchlesen, aus der Intuition des Ganzen heraus ebenso geordnet wissen wollte.

5.

Schiller hat dem Gedichte, das er im Entwurf liegen ließ, keine Überschrift gegeben, und wie oft haben es nicht, selbst bei fertigen Stücken, unsere großen Dichter der klassischen Periode ihren Freunden, Frauen oder litterarischen Gehilfen überlassen, dies letzte Geschäft für sie zu besorgen. Ohne Titel und Namen aber durfte sein Werk, obzwar unvollendet, nicht hinausgehen. Und Treffenderes ließ sich nicht ausfinden und wählen, als was es in eigenen Worten, aus seinem Innern freiwillig darbietet: „Des Deutschen Größe“ oder „Deutsche Größe“. Die letztere Fassung hat den Vorzug der Kürze und entspricht der Überschrift der bekannten Dittichen: „Deutsche Treue“.

Karl Goedeke, der die losen drei Blätter aus der Hand von Schillers Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm, erhalten hatte und sie ohne Überschrift in einer verkehrten, nicht individuell sondern nach einer kraftlosen Allgemeinregel bestimmten Reihenfolge und mit etlichen irrigen Lesungen im elften Bande der historisch-kritischen Ausgabe im Jahre 1871 bekannt gab (Seite 410–415), weist auf sie in einer Anmerkung zu dem Gedichte „Die deutsche Muse“ (Seite 529) vorbereitend hin als auf „Vorarbeiten zu einem ähnlichen (Gedichte), die für die beabsichtigte Säcularfeier bestimmt gewesen scheinen“. Dieser nur nebenbei vorgetragenen Vermuthung ist von späteren Forschern ernstlich Folge gegeben worden. Ich glaube, ohne allen Grund. Das Gedicht bietet mit seinem Wortlaut nicht den mindesten Anhalt für sie. Am fünften Tage des neuen Säculums giebt Schiller obendrein in einem Briefe an seinen nächsten Freund die bündige Erklärung ab: „Wir haben unsre Secularische Festslichkeiten nicht ausführen können“, und fährt unzweideutig fort mit dem Bekenntniß: „Es ist auch nichts erfreuliches producirt worden, das ich Dir mittheilen könnte. Etwas poetisches zu machen war überhaupt mein Wille nicht“. . . . Zu einem bestimmten Moment („Augenblick“) in der Gegenwart, somit „zur Gelegenheit“ ist allerdings das Gedicht entstanden, und dieser Anlaß ist für jedermann deutlich ausgesprochen: „Lächelnd naht der goldne Friede“. Frühestens Mitte Februar kann dies geschrieben sein. Denn, am 9. Februar 1801 wurde der Friede zu Künevillle unterzeichnet, am 6. März vom Reichstag genehmigt — der letzte, den das „Reich“ zu genehmigen in der Lage war. Schon im Herbst 1800 hatten süddeutsche und rheinische Fürsten und Stände dem Kaiser die Heeresfolge verweigert. Es begann die Selbstzerföhrung und Selbsterniedrigung, die sich mit dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1805 vollstreckt hat. Der Rhein wurde Frankreichs Gränze. Uns erinnert daran unseres Dichters Abschiedslied, das dem nach Paris reisenden Erbprinzen von Weimar „in einem Kreise von Freunden“ nach der Weise (wie schmerzlich!) von Matthias Claudius' Rheinweinlied gesungen wurde:

Wenn dich das schwanke Bret
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo Deutsche Treu vergeht.

Um zu wissen, daß es um das Reich schon jetzt geschehen war, brauchte man kein Prophet, nicht Schiller zu sein. Er ist klar und ehrlich genug, den Fall schon als gegeben zu setzen — „Und wenn auch das Imperium unterginge“ . . .

Unter dem 28. März 1801 hat Christiana von Wurmb, Lette Schillers Cousine, der wir das beste Theil von dem leider nur so Wenigen verdanken, was uns aus Schillers Munde gerettet worden ist, in jenen von Caroline v. Wolzogen mitgetheilten und mit Recht hoch gerühmten „Blättern ihrer treuen sinnigen Erinnerung“ folgende Unterhaltung mit dem Dichter eingetragen. „Als ich Thee einschenkte, und von meiner Lectüre des Gibbon erzählen mußte“. — „Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte. Vielleicht ist es ein Beweis, daß der Deutsche einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzt. Desto mehr blüheten seit langer Zeit Künste und Wissenschaften und jede Vereblung zärterer Gefühle. Selbst seine Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde, und das Bessere steht am Ende immer oben.“ Drei Gedankenreihen, und ein deutlicher dreifacher Zusammenhang mit unserem Gedichte. In der ersten ist der Hörerin, deren „zärterer“ Sinn sich wohl williger an die mittlere anschmiegte, sicherlich ein Moment entfallen. Die Kunst des Unterhandelns am grünen Tische ist es, die dem Deutschen, seines „zu ehrlichen, geraden Sinnes wegen“, abgeht. Darum erntete er zu selten und spärlich die Früchte seiner Tapferkeit. Auf die „welsche Praktik“ versteht er sich nicht. Deshalb hatte er nach jedem Kampfe des Telamoniers Schicksal:

Doch dem Schlanen, Dielegewandten
Ward der schöne Preis zu theil.

Ähnliches mag der Dichter geäußert haben, wenigstens hat er es gedacht; denn seiner tapfern, geraden Seele hätte es nimmer angestanden, seinen Landsleuten Tapferkeit schlechtweg abzuspochen. In seine Gedankenwelt

aber läßt uns Christianes Aufzeichnung auch so, wie sie vorliegt, hineinblicken. Es ist statthaft sich vorzustellen, daß damals die Bogen, die uns jetzt beschäftigen, auf seinem Schreibtische gelegen und sich mit Zeilen gefüllt haben, die nach poetischer Gestaltung rangen. Die Metalle waren in den Schmelztiegel geworfen und bereits im Fluße.

Aus Schillers geschäftlicher Correspondenz erfahren wir von dem Anstoß zu der auf den ersten Blick befremdlichen poetischen That. Die Gedichte auf Siege und Friedensschlüsse sind wie die auf bedeutende Vorfälle im Leben fürstlicher Personen, die zahlreichen Jubel- wie Trauer-Eden des 17. und 18. Jahrhunderts, zum großen Theil als bestellte Waare zu würdigen. Speculative Verleger suchten für solche Leistungen einen Poeten, so gut sie ihn bekommen konnten, zu gewinnen. So hat denn auch bei dem jüngst gegebenen Anlaß ein alter sächsischer Geschäftsfreund Schillers, der Buchhändler Georg Joachim Bösch, behulfsam bei ihm angeklopft. Er hätte gern ein Gedicht auf den Frieden verlegt, einen Bogen in möglichst schöner Ausstattung — „aber es müßte von einem Manne, wie Sie seyn . . . Ich mag den Wunsch nicht ausschreiben, und also lassen wir das“ —. Schillers Antwort, bereits am dritten Tage nach Empfang des verschämten Antrags, dem 26. Februar, mit geschäftsmäßiger Pünktlichkeit ertheilt, lautet: „Gerne lieber Freund wollte ich Ihren Wunsch wegen des Gedichts erfüllen, wenn ich nicht eine ähnliche Proposition von Cotta schon dreimal abgeschlagen hätte. Auch fürchte ich werden wir Deutsche eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satyre auf das deutsche Reich verwandeln müßte“. Man hört ihn sprechen; zuerst höflich ausweichend und dann sofort offen und aufrichtig mit seiner Meinung herausrückend. Damit wäre das Geschäft abgethan gewesen, sollte man meinen, und man wäre es wohl zufrieden. Aber schöner ist der Ausgang, den die Sache in Wirklichkeit genommen hat, in der Wirklichkeit, die wir jetzt vor uns haben. Niemand wird es einem Herder verdenken, wenn bei ihm damals der patriotische Jngtrimm, die unerträgliche Enttäuschung sich in Kassandrarauf und Verwünschung äußert. „Am Ende sehen wir, wie das alte Jahrhundert für uns Deutsche ausgeht. Fluch über die, die es so aus- gehen machen; doch sie tragen die Nemesis auf dem Rücken, vor der Stirn, im Busen! . . .“ So hat er mehr als einmal seinem vergrämten Herzen gegen die vertrauesten Freunde Luft gemacht. Schillers herrlicher Drang zum Positiven, die Macht der Bejahung, die in seiner Natur — wie in jeder wahren Poeten-Natur — lag, hat über Jörn wie Niedergeschlagenheit den Sieg davongetragen, und fast ist es ihm ergangen, wie jenem alten Straf- propheten, in dessen Munde sich die Verdammung in eitel Rühmen und Segnen verkehrte. So ist an seinem freudigen Geiste das *‘facit indignatio versum’* des alten Satirikers diesmal zu Schanden geworden. Die triviale („gemeine“) von auswärts gekommene Einladung ablehnend folgt er einer inneren Stimme, die ihn in der Erniedrigung seines Volkes gerade dessen Würde und Größe erkennen und deuten heißt. Wer diesen Wandel der Stimmung ins Höhere, diese Fähigkeit des Aufschwungs aus Schillers Wesen abzuleiten strebt, der berührt „das Eigenste, das ihm allein gehört“.

Ich wiederhole: die Thatsache des Friedenschlusses und die durch ihn geschaffene Lage schließt das auf- regende Moment, den Antrieb zu Schillers Dichtung in sich. Aber deshalb ist diese doch nichts weniger als eine Ode „auf den Künoviller Frieden“. Eine solche Ueberschrift müßte man als unberechtigt und unwürdig entschieden ablehnen, gerade so wie Schiller die buchhändlerische Zumuthung, ein derartiges Carmen zu verfertigen, abge- wiesen hat.

Doch hier sollte die Betrachtung nur zu dem, was man im tieferen Sinne die „Gelegenheit“ eines Gedichts nennt, herangeleitet und das Beet, aus dem dies Gewächs aufgegangen, aufgedeckt werden. Eine Station zum Ziele war die Zeitbestimmung. Alles bisher Betrachtete aber leitet auf März 1801, und nichts steht im Wege, die Entstehung des Gedichts ungefähr auf frühling's Anfang zu verlegen.

Es kommt übrigens auf Tag, Woche und Monat wenig an. Werthvoller ist es, zu einer ideellen Zeit zu gelangen und für das Gedicht mit seinen Gedanken und Bildern die rechte Stelle auszufinden in dem fortgehenden Gewinde der schaffenden Thätigkeit des Künstlers. Denn alles bewegt sich auch da im Gange organischer Entwicklung, nach Gesetzen, die wir meist nur ahnen, bisweilen einmal klar erkennen und uns zum Bewußtsein bringen. Die Bilder tauchen auf und unter im Strome des dichterischen Empfindens, und wie das Antlitz der Gestirne kehrt ihr Gesicht, wenn sie wieder auftauchen, doppelt schöner her, und so kräftigen und klären sich auch Bestimmungen und Empfindungen in dem nämlichen Bade und blicken uns in der erneuten Gestalt entschiedener und mit reiferer, männlicherer Schönheit an. Gang und Fortwirken der bildenden Kraft fogar im Kleinen und Einzelnen zu beobachten ist förderfam und erfreulich.

Lächelnd naht der goldne Friede,

heißt es im Einzange unser „Ode“, das herkömmliche schmückende Beiwort berührt uns da noch wie ein Rest aus der alten guten Zeit. In dem Abschiedsliede an den Erbprinzen von Weimar aber erscheint das Bild als bald wie mit einem höheren Leben erfüllt:

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat;
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

In einer der Strophen „zum Antritt des neuen Jahrhunderts“ treten die beiden übermächtigen Bedrängerinnen auf den Plan:

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Aber in unserm Gedicht stellt sich ihnen ein Mächtiger entgegen, den Zerstörern der Schöpfer und Erhalter — „der Geist“, der, wie Goethe rühmt, „getrenntes Leben wieder vereinigt, vernichtetes herstellt“, der Geist, der „lebendig macht“, und die Wahrheit, die uns „frei macht“.

Höheren Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen.

Noch ein drittes und letztes Beispiel. Wenn wir in den Stanzas, mit denen Schiller seine Lieblingschöpfung — „Dich schuf das Herz!“ — das „Mädchen von Orleans“ seinen Deutschen zuführt, das Verwerfungsurtheil über die fühllosen, denen „das edle Bild der Menschheit“ nicht heilig sei, in verallgemeinerter Gestalt vernehmen:

Krieg führt der Wig auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verlegt den Glauben. —

so erinnern wir uns nun, der einfacheren Gestalt in unserem Gedichte bereits begegnet zu sein:

Denn der Wig hat mit dem Schönen,
Mit dem Hohen nichts gemein —

und die ersten Ansätze und Keime sogar unter den Prosaheften, in welche die Niederschrift des zweiten Blattes ausläuft, entdeckt zu haben.

4.

Als ein Zeitgedicht, und das ist sie zweifellos, verlangt unsere Ode eine Erläuterung aus dem Geiste ihrer Zeit. Denkart, Empfinden, die Sprache selbst hat im Fortgang des einen Jahrhunderts, das uns von ihr trennt, Wandlungen erfahren. Wir sind uns dessen nicht immer, nicht sofort in dem Grade bewußt, der zur Auffassung einer solchen einzelnen bedeutsamen Manifestation gehört, und so ist es des Erklärers erste und letzte Pflicht, temporäre Grundanschauungen, auf denen das Verständnis ruht, klar zu legen.

„Weh und Schmach“ wird herabgerufen auf das Haupt des Deutschen, „der die angebohrne Krone seines Adels schmähet“ — Rücksicht auf Versmaß und Deutlichkeit hat dann gleicherweise zu der näheren Bestimmung „Menschenadels“ geführt. Und die Reihe der Perioden, welche sich, bisweilen mit Gang und Klang des Verses, der ersten unfertigen Strophe nachdrängt, schließt mit der Prophezeiung

des Deutschen Tag wird scheinen
Wenn die Scha sich vereinen
Zu der Menschheit schönes Bild.

Damit ründet sich, wenn auch im Einzelnen unfertig, das auf IIIa Zusammengedrängte zu einem Ganzen ab. Der Begriff, der es zusammenhält, ist die „Menschheit“. Es ist dasselbe, wenn der Dichter hier von einer Schmähung des „Menschenadels“ redet, und wenn er alsbald gegen Voltaire, den Dichter der Pucelle, den Vorwurf erhebt, er „verhöfne das edle Bild der Menschheit“ (Das Mädchen von Orleans. 1801). Der Ausdruck ist nicht von Schiller geprägt, sondern aus dem allgemeinen Schätze entnommen. „Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß

er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche?“ fragt Herder in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Buch 5 Kap. 5), und in dem Titel des berühmten Buches selbst (1784) ist jenes führende Wort verewigt. Dieses Wort, wie es uns in Überschriften (Grenzen der Menschheit), in Versen und Aussprüchen von ewiger Bedeutung („Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“) bei Herder, Goethe und Schiller oftmals begegnet, hat über das Ende des Jahrhunderts hinaus zuerst und vornehmlich die Bedeutung: Wesen des Menschen, Inbegriff seiner Fähigkeiten und Eigenschaften, Menschen=Natur, „Humanität“, nicht aber die heutzutage vorherrschende und Vielen allein geläufige: Summe oder Masse der menschlichen Individuen. Es findet seine Grenze nach oben in dem Worte Gottheit oder Göttlichkeit — wie es auch selber im Fortgange mehr und mehr Raum an die Ableitung „Menschlichkeit“ verliert — nach unten in dem Worte „Thierheit“.

Da fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhabne Fremdling, der Gedanke
Sprang aus dem saunenden Gehirn,

heißt es in den „Künstlern“ (1787), und so finden wir beide Begriffe noch öfters neben und gegen einander gestellt in Schillers philosophischen Abhandlungen: „Doch ist es die Menschheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. . . . Erst alsdann, wenn die Tugend aus seiner gesammten Menschheit hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine (des Menschen) sittliche Denkart geborgen.“ Sätze aus der Einleitung von „Anmuth und Würde.“ Auch hier empfiehlt es sich, auf Herders Hauptwerk zurückzugehen. „Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachlässigung und Nachlässigkeit verderbet.“ Ideen, Buch 5 Kap. 5.

„Wir müßten uns ganz an unserm Wesen und an allem, was um uns ist, irren, oder unser Beruf ist Humanität d. h. helle Wahrheit, reine Schönheit, freie und wirksame Liebe“ — dies ist mit Herders Worten die erklärende Formel. Mensch sein ist etwas Hohes, ja das Höchste, die „Menschheit“ ist ein „Vorzug“, eine „Würde“, ein „Adel“, eine „Krone“. So dachten die Besten. In einem erst unlängst bekannt gewordenen Briefe braucht die Herzogin Luise von Weimar, Herders Schülerin, schon im Sommer 1784 den später durch Schillers Vers verewigten Ausdruck: „Wie oft hat doch bloß der Anblick eines Guten mir die ganze Würde der Menschheit fühlen lassen“. Was uns heute (leider) fast trivial anmuthet, das „Verdient nicht, ein Mensch zu sein“ in der Zauberflöte, „Ist der ein Mensch, den sie (die Güte Gottes) nicht rührt?“ im Gesangbuche, das vernahm und sprach und sang der Gebildete, wie „der gemeine Mann“ mit Andacht und Rührung. Und es machte einen tieferen Eindruck als heute auf den Deutschen, wenn ihm als das untrüglige Symbol seiner höheren Natur das Aufrechte seines Wuchses dargestellt wurde — „Aufrichtig ist der Mensch geschaffen“ (Herder) — eine Aufforderung zur Wahrheit, Treue und Redlichkeit. Das klingt noch lange nach.

Wir hassen die falschen,
Die Götterverächter,
Wir suchen der Menschen
Aufrichtige Geschlechter,

verkündet „der schaffende Genius des Schönen“ dem Fürstentinde, das aus fernem Lande, aus dem hohen Kaiserthum gekommen ist und „die Huldigung der Künste“ empfängt. Soll ihm ja doch ein deutsches Land zur Heimath werden. Besitzt der Deutsche „einen zu ehrlichen, geraden Sinn“, und muß er im politischen Leben dafür büßen, so „blüheten bei ihm desto mehr Künste und Wissenschaften und jede Veredlung zärterer Gefühle“. So hatte der Dichter ja schon einmal zu einer edeln Jungfrau gesprochen.

Nun aber erhellen sich auch die letzten Zeilen. Wann „wird des Deutschen Tag scheinen?“ Schiller antwortet: „Wenn sich in das schöne Bild der Menschheit die . . . vereinen.“ Er hat angefaßt „Scha[ften]“ zu schreiben. Weshalb nur hat er die Feder abgehoben? Im fluge des Gedankens hat er nicht gleich das rechte deckende Wort gefunden. Das pflegt einem Schiller nur zu widerfahren, wenn es sich um ein eigentliches Erinnern handelt, wenn eine Reminiscenz in einem einzelnen Punkte versagt. Und dies ist hier der Fall. Schiller hat aus Herders „Ideen“ ein Studium gemacht, nicht bloß damals, als er die Künstler dichtet, sondern zeitweilig auch in seinen letzten Jahren. Dies ließe sich mit zahlreichen Parallelen darthun, hier aber dürfte es genügen, das Zeugniß einer Person anzuführen, die seine Gedankengänge mitgemacht und sich in sein Innerstes eingelebt hat. „Über

Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit", schreibt Caroline v. Wolzogen im Schlußkapitel von Schillers Leben (II, 271), „waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. 'Ich weiß nicht, wie es mir ist,' sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, 'dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb.' Am Schluß des zweiten Buchs der „Ideen“ (Schluß- wie Anfangsworte prägen sich am tiefsten ein) läßt Herder nun seine Reihe glänzender Ausführungen über die Organisation des Menschen gipfeln in den Sätzen: „Man könnte, wenn man die ihm nahen Thierarten mit ihm vergleicht, beinah kühn werden zu sagen: sie seien gebrochene und durch katoptrische Spiegel aus einander geworfene Strahlen seines Bildes. Je näher ihm, desto mehr zog die Natur die Radien zusammen, um in seinem Bilde, dem heiligen Mittelpunkt der Erdeschöpfung, was sie kann, zu vereinen“. Ganz den gleichen Weg geht Schiller. Auch ihm sind die Nationen gleichsam katoptrisch zerstreute Strahlen der Humanität. Der Deutsche ist vom Weltgeiste auserselbst, alle Strahlen in sich zu vereinen zum Bilde vollkommener „Menschheit“. Was der „Künstler“ (der im Machtbereich des Schönen productive Geist) als berufener Träger der „Menschheitswürde“ in der Gesellschaft ist, das soll der Deutsche, „im Rathe“ der Nationen sein, der wahre Vertreter der Humanität. „Ihm ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden, und das schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen“. Der „Zeitkampf“, der Streit um die zeitliche Macht und Herrschaft, möge von andern Nationen ausgefochten werden. „Der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit“. Das Reich muß ihm doch bleiben.

„Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich...“ Jeder Verehrer Schillers kennt die Sätze aus dem gemeinsamen Schreiben, mit dem Prinz Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg und Graf Ernst von Schimmelmann dem Dichter ihr Geschenk antrugen, das ihn auf drei Jahre aller Sorge um die Existenz enthob. Au nom de l'humanité ist damals viel getragen und gesündigt worden; hier war das Wort von zwei Edlen im rechten Augenblick mit der That beglaubigt. Für Schiller, wie für Herder und viele, die es mit ihrer „Deutschtum“ ernst und aufrichtig meinten, ist es auch lebenslang ein lebendiges Wort geblieben.

Wie an der Brust des Hohenpriesters die beiden Kleinode „Eicht und Recht“, so glänzten damals, mit einander verschwiffert und verbunden, von den Besten fromm gehütet und getragen, „Menschheit“ und Weltbürgerthum. Erlaßt aber war, oder doch in Gefahr zu erlassen, die Vaterlands-Idee, der nationale Gedanke. Man fühlte damals noch nicht, wie vieles damit verblichen war. Nur Einzelne von den führenden Geistern hielten noch an ihr fest, während sie bei den „Künstlern“ an Kraft verlor. So Herder, der Preuße, der Mann mit dem weiten Blick über Völker und Zeiten und mit dem Sinn für das Reale politischer Zustände. Er hatte noch in den letzten Zeiten der Regierung Friedrichs den Mahnruf an Joseph II. gerichtet, dem er seine bedeutendste Gelegenheitschrift zu fügen legte:

O Kaiser, Du von neun und neunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gieb uns, wonach wir dürsten,
Ein Deutsches Vaterland!

und von ihm „ein Gefäß“, Pflege der deutschen Sprache und Cultur, ja eine „redliche Religion“, erhofft — „daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben“. Und noch an der Wende des Jahrhunderts will er seine Stimme erheben, um das nationale Gefühl zu wecken und auf das drohende Verderben hinzuweisen; nicht lange zuvor hatte ja auch Goethe noch den herrlichen Aufruf zur Erhebung in seinem deutschesten Gedichte ergehen lassen. Herders Ode „Germanien“ schlägt gewaltige, erschütternde Töne an:

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah. Fühl' es, ermunte dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt.

Gegen den Riesen im Osten soll es sich wenden, den es selber Schwert und Keule schwingen gelehrt. Und dann:

Schau gen Westen; es droht, fertig in jedem Kampf
Dießgewandt und entglüht, trogend auf Glück und Macht,
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des ‚Polnischen‘ Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

In diesem Ton, warnend, drohend, die nationalen Güter, Ehre und Name, Herz und Sprache hervorhebend, rollt die Ode zum Schluß; zum letzten Male entwölft sich des Dichters Stirn —

Träum' ich, oder ich seh' wohl einen Genius
Niedererschweben? Er knüpft, einig verknüpft er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich.

Diese Harfe verstummt allmählich in Deutschland; Herders Gedicht ist erst nach seinem Tode (1804) gedruckt im Nachlaßbande seiner Zeitschrift „Araara“. Aber nun darf, um keine unadäquate Vorstellung aufkommen zu lassen, nicht unerwähnt bleiben: auch Herder hat den „Reden der großen Friedensfrau“, die den Deutschen jener Tage so einladend klangen, willig sein Ohr geliehen, und auch seine Feder sogar in den „Briefen zu Beförderung der Humanität“, und in einer der Sammlungen dieser Briefe, wo die Frage nach „Publicum und Vaterland“ der antiken Welt und der Gegenwart behandelt wird, steht das wunderliche, nur aus der Stimmung des damaligen „Publicum“ heraus verständliche Wort: „Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.“

Über das Verhältniß unsrer großen Geister zur vaterländischen Idee oder über ihren „Patriotismus“ zu urtheilen, erfordert tiefe Kenntnisse und eine noch tiefere Bescheidenheit. Schiller als den eigentlich patriotischen Dichter mit Hülfe etlicher Dramen-Stellen auf Kosten der übrigen herauszustreichen ist knabenhaft. Mit wenigen Sägen läßt sich dies Thema überhaupt nicht abthun, und hier wäre wohl der Ort, ist aber nicht der Raum dazu. Man müßte Werben und Wachsen betrachten, und müßte auf die ersten Gründe zurückgehen. Man hätte auch wiederum den temporären Inhalt des Wortes Vaterland zu erwägen. Nur angedeutet kann dies alles werden.

Im Nachlaß Schillers hat sich ein Octavheft von 56 Seiten erhalten: „Geographisches Büchlein vor den Eleve Johann Christoph Friedrich Schiller bey der ersten Abtheilung auf der Solitude den 17 Juni Anno 1775. Soli Deo Gloria“. Das Titelblatt von Schillers Hand, das Heft selbst (wie solche Dictate sich auf Schulen „vererben“) von einem der Mitschüler. Das Dictat beginnt auf Blatt 2. „Von Teutschland. In Teutschland ist eine Monarchisch-Aristokratische Regierungsform. Es bestehet aus mehr dan 100 theils größern theils kleinern Staaten; deren Regenten zwar in ihren Landen die völlige Landeshoheit haben; sich aber um des gemeinen Besten willen ein gemeinschaftliches Oberhaupt erwählen. Dieses Oberhaupt ist der Römische Kayser. Der Kayser wird zu Frankfurth am Mayn erwählet. Der König von Sardinien [ist Verweser] in den Italienischen Reichslehen. . . . Der Reichstag zu Regensburg ist anno 1665 angefangen und währet bis jezo.“ Im Kurfürsten-collegio wird sub litt. d Brandenburg genannt; von der Krone Preußen verlaudet nichts. Seite 5: „Der Kayser als Kayser hat kein Kriegsheer. Das Heer wird von den Reichsständen gestellt. Der Kayser kan auch keinen Reichskrieg ohne Bewilligung der Reichsstände auf dem öffentlichen Reichstag anfangen, so wie er auch keine Reichssteuern und Auflagen ohne Bewilligung der Reichsstände ausschreiben kan; zuweilen werden ihm im Nothfall solche Steuern gewilliget, welche man Römer-Monathe nante, welche noch von den alten Zeiten herrühren, da die Kayser nach Rom reißten. . . .“

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu,

sagt der alte Horaz; ganz verliert sich der Geruch nur selten. Solchen Unterricht hat auch in „Frankfurth am Mayn“ der Knabe Johann Wolfgang genossen. Dann das Reichsgericht in Wehlar. . . . „Das liebe heil'ge Röm'sche Reich, wie hält's nur noch zusammen?“

Wir besitzen die Akten, die Goethe von seiner Reise in die Schweiz, über Frankfurt, Heilbronn, Stuttgart geführt hat. Merkwürdige Urkunden, diese drei starken fascikel vom Jahre 1797. Ein erstaunlicher Beweis von Goethes Beobachtungsgabe, die auch das mit in Betracht zieht (und das thut nur der tüchtigste Beobachter), was nicht da ist. Aber zu der gleichen Art zu beobachten fühlen wir uns selbst herausgefordert. Viele Städte und Städtchen, Ortschaften, Schlösser und Dörfer, Länder und Ländchen; alle aber einzeln neben einander. Wie ein Beet, in das viele Gewächse in Töpfen eingesetzt sind (auch fremdartige Cacteen, just wie im Schülerheft des Eleve Schiller), keine Spur aber von einem Garten, geschweige denn einem Park oder Forst. Wie hätte auf einem ausgedorrrten, verwahrlosten Gelände sich ein kräftiges Wachstum hervorthun sollen? Und in einem solchen Boden lagen die Wurzeln von Goethes und Schillers „Patriotismus“. Es steht anders bei Herder.

Doch genug hiervon. In dem Gemeinstand von Deutschland war nichts gegeben, was dem Orange zum Weltbürgerthum, der damals in den Seelen der Besten lebte, nachhältig hätte als Gegengewicht dienen können.

An der Verfassung des Reiches konnte sich niemand erbauen, an dem Verhalten der Mehrzahl der deutschen Fürsten und des „Polnischen Reichstags“ zu Regensburg niemand sein Genüge finden. Im Hinblick auf jene zumal war es fast patriotische Pflicht, sich mit Schiller zu getrösten: „Deutschlands Majestät und Ehre ruhte nicht auf dem Haupt seiner Fürsten — Wohnt auf seiner Bürger Haupt“. Hatte doch der alte kernhafte Justus Möser in einem Kapitel, das Herder 1775 den „fliegenden Blättern Von Deutscher Art und Kunst“ anreichte, die Gemeinfreien oder „die gemeinen Landeigentümer“ als „die wahren Bestandtheile der Nation“ bezeichnet und den neuen Geschichtschreiber der Deutschen, mit Anspielung auf Friedrichs des Großen berühmtes Wort, angewiesen „aus ihnen den Körper zu bilden und die großen und kleinen Bediente der Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers zu betrachten“. Er hatte die letzte Periode der Deutschen Geschichte mit den Sätzen charakterisirt: es habe sich darin „völlig verlohren der alte Begriff des Eigenthums. . . . Eben so ging es sowohl der hohen als gemeinen Ehre. Erstere verwandelte sich fast durchgehends in Freyheit — Möser meint die Unabhängigkeit vom Oberhaupte — und von der letztern: honore quitrario, haben wir kaum noch Vermuthungen, ohnerachtet sie der Geist der deutschen Verfassung gewesen, und ewig (hätte) bleiben sollen.“ Im letzteren Punkte stimmt der Schwabe Schiller mit dem wackern Westfalen völlig überein, und man verfühde ihn unrecht, wollte man seinen Worten irgend eine persönliche Wendung und Schärfe beilegen.

5.

„Er verkehrt mit dem Geist der Welten.“

Darin gipfelt, was der Dichter zum Ruhm des Deutschen sagt, und von hier, wie von einem Aussichtspunkte, überschaut man das Ganze. „Alles was schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entfland und schwand, hat er aufbewahrt; es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten.“ Zum Hüten und Auswirken all dieser Schätze hat er den Beruf. Er hat ihn kraft des Welt-Sinnes, mit dem er vor allen andern Nationen ausgestattet ist. Diese Gabe befähigt ihn, ferne Vergangenheit und Zukunft in seinem Geiste zu verknüpfen, und aus ihr leitet sich sein Anspruch auf geistige Führerschaft her. Die Bildung, zu der er selbst aufzustreben hat, ist kosmologisch, welthistorisch. Wer sie besitzt, der „verkehrt mit dem Geist der Welten“.

Dies ist das gemeinschaftliche Credo Goethes und Schillers. Drei Jahre nach Schillers Tode empfing Goethe die Anregung, ein Buch zur Bildung des deutschen Volkes herzustellen, eine Art Deutscher Weltbibel, oder doch die Leitung bei diesem Werke, Entwurf und Redaction zu übernehmen. Sie ging von München aus, und Schillers Mitarbeiter in den Jenaer Zeiten, Fichtes Freund, der Philosoph Niethammer, war es, der die Vorlage entworfen hatte und ihm den Antrag der bayrischen Regierung übermittelte. Bis vor wenigen Jahren wußte man von diesem vaterländischen Unternehmen nichts weiter, als was Goethe selbst in den Tag- und Jahreshesten, irriger Weise unter der Jahreszahl 1807, darüber zu berichten für gut gehalten hat. Niemers „Mittheilungen“ darüber fließen nur spärlich (II, 639); aber der Getreue hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Goethes deutsche Gesinnung hervorzuheben. Volles Licht brachte erst der Fund von Documenten, den Dr. Ludwig Trost (Königl. Bayrischer Geh. Archivar zu München), in der Geh. Registratur des Cultus-Ministeriums gehoben hat und zu Goethes 140. Geburtstag bekannt gab (Dom fels zum Meer 1889). Hatte Goethe auch „vorläufiges Geheimmiß“ ausbedungen, so blieb die Kunde doch nicht im engsten Kreise. Ein zweiter Bekannter Schillers von Jena her, der Historiker und Dichter Woltmann, übertrug sie von Berlin nach Bremen. Goethe frage sich mit der Idee, schreibt er am 1. October 1808, im bevorstehenden Winter einen Congreß ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zu Stande zu bringen, damit sie über Gegenstände der deutschen Kultur sich gemeinsam beriethen. „Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöst und seine Art von einem fremden Seyn gedrängt fühlt, ist es vorzüglich rathsam, die Bande der deutschen Kultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahrt sind, auf alle Weise fest zusammen zu ziehen.“ Woltmann hat die patriotischen Motive zuverlässig wiedergegeben. Die Absicht Goethes, Mitarbeiter zu berufen, ist verbürgt. Das Weitere könnte bloße „Sage“ sein oder eine Woltmann'sche Idee, durch den nahe bevorstehenden Erfurter Fürstencongreß geweckt. Die Thatsache, wie Woltmann sie aufgefaßt hat, ist von hoher Bedeutung. Man darf es ein Glück nennen, daß wohl Alles, was in der Angelegenheit des Volksbuchs (die „Annalen“ reden ungenau von zwei getrennten Büchern) aus Goethes Kanzlei nach München ergangen und ebenso was er an Vorbereitungen für sich zu Papier gebracht hat, das eine in München, das andre in seinem Archiv zu Lage gekommen ist. Die Veröffentlichung des gesammten Materials bleibt der Weimarer Ausgabe vorbehalten, sie wird im Laufe des nächsten Jahres erfolgen; eine Vorpende aber darf an dieser Stelle nicht fehlen. Ich gebe sie nach der Folge der von Goethe eigenhändig bezifferten Blätter.

4. Vorgesetzter Zweck. Im Allgemeinen. Auf den Charakter des Volcks, nicht auf den Geschmack ist zu wirken. . . . Von aussen stählt den Character das Tüchtige, das sich ihm als ein gleich gesundes zugesellt. Alles Kernhafte das wir im Alterthum wie in den frühern Epochen aller Nationen finden.
9. *Unde*. Frage wo ein solcher Gehalt zu finden? Für den Deutschen liegt er bereit, mehr als für andre Nationen: Das Rechte, das Tüchtige aller Zeiten und Völker.
10. Deutsches Eignes. Bildung von aussen. . . . Der Deutsche weis fremdes Verdienst anzuerkennen. Übersetzungen sind ein wesentlicher Theil unserer Litteratur.
11. Was denn vom Fremden wäre in unser Werck aufzunehmen? Alles bedeutende ist übersetzt oder zu übersetzen. Das Bedeutendste vom Bedeutenden steht uns zum Gebrauch da. Was aus allen Zeiten und Orten für Menschen aller Zeiten und Arten wichtig war. . . . Auf diesem Punct vereinigen sich alle Wege der Cultur.
12. Volckbuchs Gehalt. Welthistorisch . . . in Symbolen gefordert.
13. Biblische Form als Symbol. Die höchste Form einer solchen Sammlung finden wir in der Bibel.
14. Das jüdische Volck als günstigstes um eine Weltgeschichte in unserm Sinne anzureihen. . . . Vortheilhaftester Meridian für unsre Kosmologische Methode.
18. Das Verhältniss der Römer zu ihnen [den Griechen] ist ein Symbol des Verhältnisses der Römer gegen die Welt.
22. Hervortreten der Deutschen. . . . Deutsche nun mehr als Faden und Symbol Tacitus [Germania] Ganz oder im Auszug.
34. [18. Jahrh.] Revolution. Anarchie Monarchie. Welthistorische Übersicht mehr als je zu wünschen.

Goethe hat gewünscht, seine Gespräche mit Schiller wären durch Schnellschrift aufgefangen und aufbewahrt worden. Wer wünschte das nicht? Aber wie ein Niederschlag ihrer Zwiesprache über den wichtigen Gegenstand muthen uns diese Aufzeichnungen an, wie das facti gemeinsamer Erwägungen der beiden Großen, gleich denen, die vormalig in Jena, dann in Weimar gepflogen wurden. Sie haben beide in den Begriff der Deutschtum als nothwendiges Merkmal das Kosmische, den Zug zum Weltganzen aufgenommen und ihn damit „emporgehoben“.

Auf Blatt 39 notirt Goethe nur im Allgemeinen: Auswärtige Mitarbeiter; keine Einzelnen. Aber unter der Rubrik Vorarbeiten steht auf Blatt 38 der Name Herder zu oberst. Und allerdings, auch Herder hätte nach Geist und Gaben hier in den engeren Ausschuss gehört. Als einen solchen hat Goethe den alten Gefährten noch 1818, gerade an seinem Todestage, vorbildlich wieder ans Licht gerufen.

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Hörcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen. . . .

Wo sich's verstedte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig Ziel.

Herders letztes Sammelwerk, die „Abraſtea“ (1801—1805), die so manches Stück der kostbaren Lebensarbeit des Raſtloſen aufgenommen hat und selbst im unvollendeten Bruchwerk und Geröll viel Werthvolles birgt, leitet den Leser mehr als ein Mal zu Pfaden hin, die Schiller mit seiner Dichtung beschriftet hat. Von dem Wegemüden darf man den muthvollen Führertritt Schillers und seine „Adlergedanken“ nicht erwarten. Die Gleichheit der geschichtlichen Ansicht aber ist nicht zu verkennen. So in dem Entwurf zu einem unvollendeten Kapitel, den ich aus Herders Nachlaß in meine Ausgabe (Band 24, 463) aufgenommen habe. Einige Reithen gebe ich als Beleg.

Geschmack in Deutschland . . . [XVII. Jahrhundert]
Vertheilung [d. h. politische Zerrissenheit] Deutschlands, Wohlleben der Höfe; Mäcenaten: . . .
Bei dem Allen unanstößbare Trefflichkeit der Sprache;
Poësie allein in ihr und in Tönen;

Was wir durch die Verpöpfung gewonnen haben; Vorbilder u. f. w.; Entdeckung von Misbräuchen;
 Andre Nationen abgeblühet; wir genial[is]ch frisch
 Unfre Sprache der griechischen nachgebildet: Kernwest, bildsam;
 Fortschritte ihrer Bildung durch Tausend Jahrhunderte hinab;
 Lob der Deutschen Industrie; Geschichte derselben;
 Wesentliche Nachtheile derselben.

Auch in poetischer Rede die Großthaten seines Volks zu feiern, hat Herder sich noch in seinen späteren Jahren aufgelegt gefühlt, und ihrem Stoffe nach darf man seine Ode wohl mit Schillers Entwurf vergleichen. Herder hielt sich nicht für einen Dichter, das Stück ist auch erst nach seinem Tode 1807 von seiner Frau mit der von ihr passend gewählten Überschrift „Deutschlands Ehre“ veröffentlicht worden. Bescheiden windet Herder nach seiner Art den Kranz über ein horazisches Grundgeschlecht. Nicht die Thaten der Könige und Heerführer will er singen, nicht die Kämpfe der Germanen, reife Jüge in ferne Lande zur Kaiserzeit; die Großthaten des deutschen Geistes soll seine Leier rühmen —

. . . den Adler preise,
 Der mit mächtigen Klauen die Hyder faßte,
 Luther singe der Welt; und vor und mit ihm
 Viele Verfolgte
 Weisen; süßer Melancthon, dich vor Allen,
 Dich, der glühenden Sonne sanfter Folger
 In still wachsendem Glanz; so strahlet Luna
 Unter den Sternen.
 Eure Namen, die ihr die Welt umfaßt,
 Eure Namen, Copernikus und Kepler,
 Stehn am Himmel; und mit den zweien ein dritter
 Gländener Name:
 Leibniz. Manche der Edeln möcht' ich nennen,
 Lambert, Haller und Kleist, und Nathan-Essling,
 Auch den Lebenden, der am Belt den Rand maß
 Aller Gedanken.

Es ist Kant, der Weise von Königsberg. Und nun der Schluß, der das Ideal der Zeit, den „menschlichen Helden“ erglänzen läßt, und ihr „höchstes Ziel“, die Humanität:

Aber schweige, mein Lied, bis einft die Sonne
 Neu aufglänzet — sie ging mit König Friedrich
 Unter — singe du dann den Mann und Helden
 Neuer Geschlechter,
 Der, wenn Jupiter hoch am Himmel donnert
 Und mit Blitzen die Lüfte reinigt, unten,
 Nur ein Hirte, regiert, der Menschenbrüder
 Vater und Wächter.

Auch König Friedrich gründet in seiner Schrift Sur la littérature Allemande seine Ausichten und Hoffnungen nur auf die Helden des geistigen Reiches, Leibniz vor Allen, und auf das, was sie für das intellectuelle Vermögen, für Wissenschaft und Sprache geleistet haben. Auch er hebt, wie Goethe in seinen Gedanken zum Volksbuche, den Werth des Fremden und seiner rechtzeitigen Nutzung hervor, und in diesem Sinne erwartet er viel von den Bemühungen der Übersetzer. *Ceux qui viennent les derniers, surpassent quelquefois leurs prédécesseurs: cela pourra nous arriver plus promptement qu'on ne le croit. . . . Nos voisins apprendront l'allemand, il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende d'un bout de l'Europe à l'autre.* „Unfre Sprache wird die Welt beherrschen“, sagt Schiller, und wir dürfen uns dieses Miteinandergehens unserer drei „Großen“ wohl freuen.

6.

Sprache und Bildung, Art und Kunst, mit einem Worte seinen Charakter soll der Deutsche wahren, wenn er auch das Land der Väter nicht mehr gegen den siegreichen Feind wahren und ungeschmälert behaupten kann. Schmerzlich, wenn der Fremde übermächtig wird; viel schmerzlicher, wenn das Fremde übermächtig würde. Beuge dich nicht vor den Jbolen des Auslandes und bete sie nicht an! Es klingt wie die mächtige Warnerstimme der

Propheten von Israel. Jedem „Deutschen Sohne“ ruft der Dichter zu, was er dem Sohne seines Fürsten auf die Reise nach Paris als Abschiedssegens mitgibt: „Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite!“ Halte fest an deiner „Deutschnheit!“ Schiller selbst fühlte sich, wie er einmal Goethe gegenüber bekennet, „in seiner Deutschnheit“ bestärkt, wenn das Fremde, Fremdartige in einer bedeutenden Persönlichkeit, wie Frau von Staël, ihm nahe trat. Jetzt aber ist es schwerer Ernst. Wenn aus den Blättern des Baumes die ursprüngliche Farbe, das Jugendgrün weicht, so sind sie reif zum Fallen; so die Völker, bei denen die Vätersitte, die ewig frische und junge, sich verfärbt und dem changeant der fremde Platz zu machen beginnt. Darum dringt der Dichter in seine Landsleute, der Heimath und Landesart treu zu bleiben; „hier sind die starken Wurzeln eurer Kraft!“ Bricht auch der Winter die dürrn Äste ab, der Stamm, der „Kern“ im Innersten bleibt gesund, und die Krone belaubt sich immer von neuem. Aus dieser Überzeugung quillt Schillers Wort; nicht hier allein, sondern in mehreren allbekannten Gedichten dieser Jahre (1800—1802). Wenn aber in diesen der „Franke“ mit seiner Kunst und seinem Wiß allein bekämpft wird, so macht Schiller hier gegen die beiden Nationen front, durch deren politisches Übergewicht er die heiligsten Güter seines Volkes gefährdet sieht. Wir haben diese Partie der Dichtung nur in erster, noch ganz skizzenhafter Anlage vor uns; schon aus ihr sprühen uns Funken, dröhnt uns der gewaltige Schlag des Hammers entgegen.

Zu dem, was hier mehr blühtartig hervorbricht, findet sich ein merkwürdiges Seitenstück in der gleichzeitigen Litteratur: das Urtheil eines deutschen Denkers über den Britten und den Franken. Es steht in dem anonym 1799 zu Berlin erschienenen Buch Schleiermachers: „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, und zwar gleich im Eingang der ersten, „Apologie“ benannten Rede. Schleiermacher will sich an die „Weisen und Verständigen seines Volks“ wenden. „Wo anders wären Hörer für meine Rede? Es ist nicht blinde Vorliebe für den väterlichen Boden oder für die Mitgenossen der Verfassung und der Sprache, was mich so reden macht, sondern die innige Überzeugung, daß ihr die Einzigen seid, welche fähig und also auch würdig sind, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge. Jene stolzen Insulaner, welche viele unter euch so ungebührlich verehren, kennen keine andere Lösung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaften, für die Weisheit des Lebens und für die heilige Freiheit ist nur ein leeres Spielgefecht. So wie die begeistertsten Verehrer der Letztern unter ihnen nichts thun, als die nationale Orthodogie mit Wuth vertheidigen . . . so ist es ihnen eben nicht mehr Ernst mit allem Übrigen, was über das Sinnliche und den nächsten unmittelbaren Nutzen hinausgeht. So gehen sie auf Kenntnisse aus, so ist ihre Weisheit nur auf eine jämmerliche Empirie gerichtet, und so kann ihnen die Religion nichts anders sein als ein todtler Buchstabe . . . Aus andern Ursachen wende ich mich weg von den Franken, deren Anblick ein Verehrer der Religion kaum erträgt, weil sie in jeder Handlung, in jedem Worte fast ihre heiligsten Geseze mit Füßen treten. Die frivole Gleichgültigkeit, mit der Millionen des Volks, der wißige Leichtsin, mit dem einzelne glänzende Geister der erhabensten That des Univerfums zusehen, die nicht nur unter ihren Augen vorgeht, sondern sie alle ergreift und jede Bewegung ihres Lebens bestimmt, beweiset zur Genüge, wie wenig sie einer heiligen Scheu und einer wahren Anbetung fähig sind. Und was verabscheut die Religion mehr, als den zügellosen Übermuth, womit die Herrscher des Volks den ewigen Gesezen der Welt Trotz bieten? Was schärft sie mehr ein als die besonnene und demüthige Mäßigung, wovon ihnen auch nicht das leiseste Gefühl etwas zuzurufen scheint?“ . . . Von dem Bilde der Irreligiosität wendet der Redner sich ab und richtet den Blick zur Heimath hin. „Hier“, verkündet er beruhigt, „muß die Religion eine Freistatt finden vor der plumphen Barbarei und dem kalten irdischen Sinn des Zeitalters.“

Hat Schiller die „Apologie“ gekannt? Er würde sicherlich in dem Verfasser einen Gesinnungsgenossen anerkannt haben. Es mag hier nur eine Parallele hervorgehoben werden. „Nicht Redner sind seine (des Deutschen) Weisen — darum blieb ihm das Heilige heilig.“ Nicht aus Rhetoren- und Sophistenschulen sind sie hervorgegangen, wie einst Lucian und in unsern Zeiten Voltaire, will das sagen. Auch zu dem strengsten und härtesten Worte Schleiermachers giebt es eine Resonanz bei Schiller:

Der allein besitzt die Mufen,
Der sie trägt im warmen Bufen;
Dem Vandalen sind sie Stein.

Es ist mit diesem Citate in den Kreis unserer Betrachtung ein Gedicht gerückt, welches sich offenbar aus unserem Entwurf heraus selbständig gestaltet hat: die zwei Strophen, die Schiller 1805 mit der Benennung „Die Antiken in Paris“ veröffentlicht hat. Bezeichnender Weise kehren sie in dieser ausgebildeten Gestalt das Antlitz nicht mehr nach London hin. Zweifellos aber sind aus demselben Boden auch die drei Strophen aufgegangen, die wir unter dem Namen „Die Deutsche Muse“ kennen. Dem Plane unserer Dichtung nach mußte mit und neben der

freien Wissenschaft auch die im vollsten Sinne freie Kunst des Deutschen gepriesen werden. Dies aber ist der Inhalt des dreistrophigen Gedichts. Es gehört ganz und gar in den Rahmen der größeren Dichtung. Nicht bloß feinhafte Ansätze dazu blicken aus dem Entwurf hervor, sondern vor allem der stolze Grundgedanke, das „Selbst erschuf er sich den Werth“. Gegen das Zeugniß eines solchen Geburtscheines will die Datirung 1800, die Schiller dem Gedichte mitgegeben hat, als er es für den zweiten Band der neuen Auflage seiner Gedichte (1805 erschienen) zurecht legte, nichts befragen. Er hat sich eben geirrt; das ist ja auch (wie gelegentlich oben an einem Beispiel dargethan werden konnte) öfters seinem großen Freunde widerfahren, der doch diese Dinge mehr akten- und kalendermäßig zu behandeln liebte, als der jüngere Poet.

* * *

Auf einem der kleinsten Stücke der Kaiserlichen Schenkung von 1898, deren im Eingang Erwähnung geschah, einem schmalen Streif, steht der Rest einer Abschrift des uns allen wohlbekannten Liedes zu Deutschlands Ehre: Ir sult sprechen willekomen! mit untergeschriebenem Namen: Walther von der Vogelweide. Die letzten Zeilen der dritten Strophe: Ich hân lande vil gesehen —

nâ was hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Auf der andern Seite aber steht in kräftigen Zügen von Goethes Hand geschrieben:

Der ächte Deutsche
bezeichnet sich
durch mannigfaltige Bildung
und Einheit des Charakters

Weimar d. 10ten Jan. J.W.v.Goethe
1817

Wir erinnern uns der Niederschrift auf Blatt 4 der Vorarbeiten zum Volksbuch: Auf den Charakter des Volcks, nicht auf den Geschmack ist zu wirken. Auf demselben Blatte findet sich das Wort:

Der Character überhaupt äussert sich in der Fähigkeit zu wircken, gegen zu wircken und was mehr ist sich zu beschräncken, zu dulden, zu ertragen.

Der letzte Satz mag mit stiller Bezugnahme auf Fichtes Reden an die deutsche Nation geschrieben sein, die, im Winter 1807 auf 1808 gehalten, unlängst erst erschienen waren; ihre Vorrede ist „Berlin, im April 1808“ datirt. Denn ein so energisches „Gegenwirken“ mußte dem älteren Manne bei seiner Auffassung der politischen Lage damals noch verfrüht erscheinen. Er summt sein altes Lied: „Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit“. Das „Dulden und Ertragen“ aber, das er zur Zeit noch für geboten hielt, sollte nicht im mindesten ein thatenloses Hinleben sein, ihm bedeutete es vielmehr ein stilles, heimliches Kräfteammeln. Zum Wirken und zur That hat er immerfort seine Deutschen mahnen wollen, wie der herrliche Freund selber, mit dem er still weiter lebte in dem Vorsatz und Sinne, dem Tagewerk des zu früh Entrückten eine Folge zu geben. Er kannte den ächt deutschen Spruch: Aus der Noth eine Tugend machen.

Wollen wir Schillers patriotisches Gedicht aus Schillers Sinn und Art heraus würdigen, so müssen wir dies Wort hier wiederholen. Aus der Noth seines Volkes und der ihm drohenden Bedrückung gerade hat Schiller den Impuls geschöpft, es in seiner Tugend und Tüchtigkeit darzustellen. So hat er den Entwurf gemacht zu einer „Aristeia Deutschlands“. Ich gebrauche das griechische Wort so wie Goethe es angewandt hat, indem er Bettinas Niederschrift über die Frau Rath mit dem Namen „Aristeia der Mutter“ ehrte: es ist die Bezeichnung derjenigen Gefänge der Ilias, welche dem Hervorragenden einzelner Helden im Kampfe gelten. Im geschichtlichen und im prophetischen Sinne hat Schiller seinen großen Plan auszuführen gedacht, und so ist schon in seiner unvollendeten Gestalt das Gedicht einem mächtigen Scheinwerfer gleich, der von hoher Warte die Massen und Gebreite hinterwärts, dann vorwärts weithin beleuchtet.

„In Harren und Krieg“, wie nach Goethes Wort Blücher, der Vorkämpfer, durch „Wirken und Gegenwirken“ hat sich der Deutsche während des folgenden Jahrhunderts „seinen politischen Zustand emporgehoben“. Im neuen Reich auf neue Weise, auf neuen Bahnen „verkehrt er mit dem Geist der Welten“. Die alten Sterne müssen seine Leiter bleiben. Er darf die alten Verkehrswege und Verständigungsmittel nicht verlassen noch aufgeben; er wird es nicht thun, wenn er sich auf seinen Vortheil versteht. Der Art der Väter getreu wird er sich frei halten von dem Hange, „die nationale Orthodogie mit Wuth zu vertheidigen“ — der deutsche Denker, dessen Worte ich anführte, behilft sich mit dieser Umschreibung, und noch heute können wir, was er meint, nur mit einem traditionellen, für uns inhaltslosen Fremdworte bezeichnen. Schillers Vermächtniß ist uns kein leeres Wort, kein vergilbtes Papier. Es möge lebendig wirken und fortwirken auch in der urkundlichen Gestalt, wie es jetzt hervortritt. Der Wunsch, in welchem ursprünglich Goethes „Epilog zu Schillers Glocke“ auf der Bühne von Weimar ausklang, soll darum auch das zuversichtsvolle Schlußwort sein, mit dem wir unsern Freunden Schillers Blätter darreichen:

© möge doch den letzten heil'gen Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen.

Geschrieben Weimar, den 8.—17. November
1902.

Mag der Luth Si Gabriel
Altes Rieft, die edelste Wein
Und ein ganzes Grotulau

Ging auf dem Hofstern grüßte
Mit dem Luth Teil die

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY,
ITHACA, N. Y.

